

# Blick in den Abgrund

Angst hat Saskias Leben bestimmt, bis sie lieber sterben wollte. Nun stellt sie mit anderen Psychiatrie-Patienten ihre Fotokunst aus.

VON NADJA LASKE

Die Kamera geht Saskia unter die Haut. Anders als die Klagen, mit denen sie sich jahrelang schnitt. Die junge Frau fotografiert ihr eigenes Gesicht, liefert ihre Züge dem Fokus aus. So hält sie Verzweiflung, Angst und Einsamkeit fest. Doch auf manchem Bild lächeln ihre Augen, mal verschämt, mal verschmitzt.

„Ich lenke mich damit ab“, sagt Saskia. Erst nach langem Schweigen findet sie eine Antwort auf das Warum. Verwunderung klingt mit. Ein Jahr älter ist sie jetzt, als sie werden wollte. Ein Jahr, das sich anfühlt wie ein halbes Leben. Vier Monate hat Saskia in der psychiatrischen Abteilung des Krankenhauses Friedrichstadt verbracht. Geschlossene Station, offene Station, Tagesklinik. Anschließend ambulante Psychotherapie, die andauert. So die Kurzform ihrer Krankenakte.

Am Morgen nach ihrem 21. Geburtstag wusste Saskia, dass sie sterben will. „Der Gedanke ging nicht mehr weg“, sagt sie. Alt war der Wunsch, doch nie so präsent wie zu jenem Tagesanbruch. „Als ich acht Jahre alt war, habe ich zum ersten Mal an einem offenen Fenster gestanden und mir vorgestellt, in die Tiefe zu springen.“ Jemand hatte sie ausgeschimpft, ihr Tod sollte ihn bestrafen: „Ich wollte, dass es ihm leidtun muss.“

Mit zehn wusste Saskia, dass sie anders ist. Anders als die Kinder ihrer Klasse, als ihre jüngere Schwester und ihre Eltern. „Es fühlte sich an wie ein riesiges Puzzle: Alle Teile sind zusammengelegt, und nur eine Lücke bleibt übrig. Doch das Teil dafür passt nicht. Und dieses Puzzleteil bin ich.“

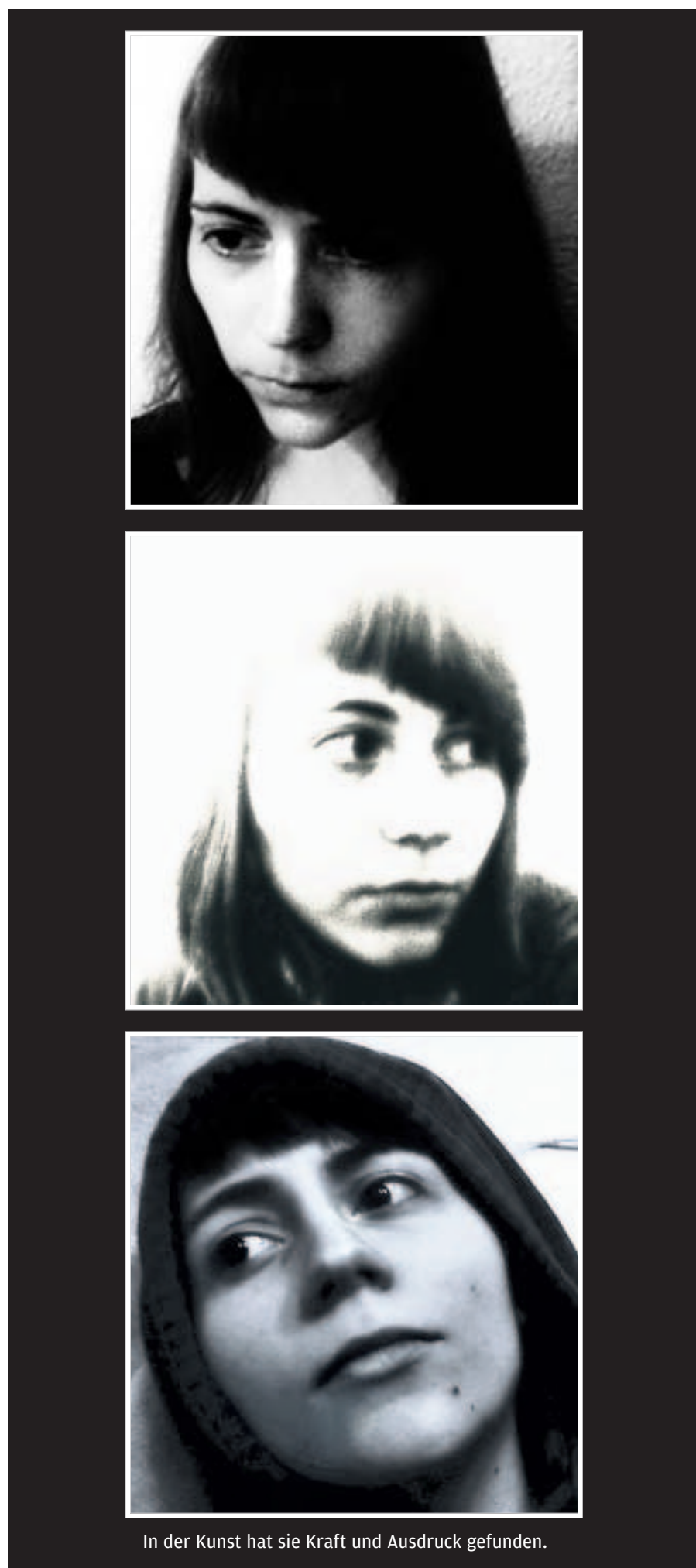
Angst. Angst vor anderen Menschen, Angst vor einfachen Aufgaben, wie einkaufen zu gehen, Angst vor dem Leben beherrschten Saskias Seele. „Am liebsten hätte ich ein Schild um den Hals getragen, auf dem steht: Bitte nicht ansprechen.“ Was sie selbst meinte, bedeutete ihr nichts, was andere von ihr dachten alles. „Ich war ein Stubenhocker und hatte kaum Freunde“, erinnert sich die 22-Jährige. Falsch zu sein in dieser Welt, das Gefühl lähmte sie. Schwierigkeiten in der Schule, das denkt sie heute, kamen größtenteils von ihrer Angst. Und doch schaffte sie das Abitur und danach den Gang zu einem Vorstellungsgespräch.

Ob sie wirklich Zahnarztthelferin werden wollte, kann sie heute nicht mehr beantworten. Umso genauer weiß sie noch, wie sie sich fühlte, als das Telefonat sie erreichte: „Wir haben uns für Sie entschieden. Sie können Ihre Ausbildung bei uns beginnen.“ Sie hat geweint. „Da war nur Panik.“ Eine alles erstickende Furcht vor dem, was nun kommen würde, vor dem Neuen, vor allem, was sie vielleicht nicht bewältigen würde. „Während der Lehre habe ich ganz viele Fehler gemacht, nur weil ich mich nicht traute zu fragen.“ Immer habe sie gedacht: Wahrscheinlich müsste ich das schon alles können. Fragen zu stellen, damit wäre sie negativ aufgefallen, glaubte sie. „Aber ich wollte doch so gern unsichtbar sein.“

Unsichtbar blieben lange auch ihre Wunden – die am Gemüt und die an ihrem Körper. Zarte Schnitte, wie nur feinste Klagen sie ritzen. „Ich war allein im Bad und habe nach dem Rasierer meines Vater gegriffen.“ Das war der Beginn. Dann immer wieder, immer tiefer. Heute trägt Saskia lange Ärmel, auch bei größter Hitze. „Ab 30 Grad im Schatten überlege ich, was die Leute mehr wundern wird: die zu warme Kleidung oder die Narben.“ Noch hüllt kornblumenblaue Wolle sie ein, an jenem Sonnentag mit Kaffee auf einem Dresdner Balkon. Saskia hat die Klinikzeit inzwischen hinter sich gelassen, wohnt wieder in ihrer WG. Sie hat sich für ein Studium beworben: vier Fachrichtun-



Fotografin und Model: „Wenn ich die Bilder am Computer bearbeite, habe ich die Gewalt über das jeweilige Gefühl, das mir früher nur Panik machte“, sagt Saskia.



In der Kunst hat sie Kraft und Ausdruck gefunden.

Als ich acht Jahre alt war, habe ich zum ersten Mal an einem offenen Fenster gestanden und mir vorgestellt, in die Tiefe zu springen.

Saskia, 22 Jahre alt

gen – vier Zusagen. Entscheidungen stehen an, eine Situation, die sie früher völlig aus der Bahn geworfen hätte.

Jetzt sitzt sie, ihre Beine übereinandergeschlagen, die Hände in den Schoß gepresst. Eine zarte Person, beklemmend die Haltung, doch ihr Gesicht ist hell und frei, die Stimme klar und ruhig. Vieles weiß sie heute besser, versteht die Jahre als nur Gefühl sie überrannte und kann darüber sprechen: über den Versuch, sich ihrer Mutter zu öffnen, als sie mit 15 begann, sich in die Haut zu schneiden. Über die Hausärztin, die sie depressiv nannte und sie zum Psychiater schickte. Über den Nervenarzt, der sie krankschrieb und ihr Tabletten gab. Und über ihre Katze, die sie extra fütterte, damit sie nicht hungern müsse, während mit Saskias Blut die kranke Seele aus ihrem geschundenen Körper fließen sollte.

An die doppelten Türen der Psychiatrie kann sich Saskia noch genau erinnern, diese Schleusen, die niemand unerlaubt verlässt. Auch daran, wie sie mit niemandem sprach, mit keinem Sanitäter, keiner Krankenschwester, keinem Arzt. Nur mit einer jungen Polizistin, die sie bewachte. Nach ihrer Rettung habe sie zu ihr die ersten Worte gesprochen. „Sie war irgendwie nett“, sagt Saskia.

Von der Station wechselte die Patientin in die Tagesklinik. Dort wurde sie betreut – Therapien, Gesprächsrunden, Musik, Kunst, Freizeit – vom Morgen bis zum Nachmittag. Doch dann ist sie wieder mit sich allein, kehrt zu den alten Ängsten zurück. Und zu alten Zwängen. „Ich kann das ja mal zeigen“, sagt Saskia leise, schiebt vorsichtig den Stoff ihres Shirts bis zu den Ellenbogen hinauf. Fast weiß bis tief violett überziehen die Zeichen innerer Qual ihre versehrte Haut – ein Moment tiefster Verletzlichkeit und großer Kraft zugleich.

Kraft will sie finden, auch dank ihrer Kunst. „Ich habe mir das billigste Kamera-Modell gekauft, doch eigentlich genügt das

Handy“, sagt sie. Damit fängt Saskia ihre Stimmungen ein, wendet sich gegen ihren Körper und sich ihm doch zu – im Guten wie im Bösen. „Wenn ich die Bilder dann am Computer bearbeite, bringt mich das auf andere Gedanken, und ich habe die Gewalt über das jeweilige Gefühl, das mir früher nur Panik machte.“

Entstanden sind mehrere Dutzend Porträts, Nahaufnahmen einer jungen Frau, die sich verstehen und jetzt auch mitteilen will. Nun wird sie Gelegenheit haben, diese Arbeiten zu zeigen. Unter dem Titel „Kunst Wahn Sinn“ stellen ab dem 22. September rund 40 Betroffene ihre Kunst im Schloss Übigau aus. Geboren wurde das Vorhaben aus dem Engagement einer neuen Selbsthilfegruppe, die Patienten aus der Tagesklinik des Krankenhauses Friedrichstadt gegründet haben. In der Gruppe „Die Wölfe“ treffen sich regelmäßig Frauen und Männer jeden Alters, die seelische Krisen durchlitten und zum Teil psychiatrische Behandlungen hinter sich haben. An der Ausstellung beteiligt sind auch behandelnde Ärzte und Betreuer. Sie haben ihre Patienten in kunsttherapeutischen Angeboten geholfen, über das Zeichnen und Malen, mit Collagen, Fotografien und selbst geschriebenen Texten Wege aus ihrer Sprachlosigkeit zu finden, einen Ausdruck für ihre Angst, Trauer und Zerrissenheit.

Den Pfad aus ihrer Isolation und Mutlosigkeit geht auch Saskia. Sie entwirft ein Raumkonzept für die Präsentation ihrer Fotografien, verbindet selbst geschriebene Texte und Porträts zu einem Ganzen. Ein Ganzes will sie selbst werden, kein Puzzleteil, das in keine verbleibende Lücke passt. Sondern ein Mosaik aus all ihren Stärken und Talenten. Zweifeln und auch Ängsten – zuversichtlich und lebensmutig und keinesfalls unsichtbar.

■ Ausstellung „Kunst Wahn Sinn“, mit Unterstützung des Vereins Schloss Übigau für Kunst & Kultur e.V., 22. September bis 7. Oktober, Schloss Übigau, Rethelstraße 47. [www.kunst-wahn-sinn.de](http://www.kunst-wahn-sinn.de)